

Einführung in das Thema – unter psychotherapeutischen und musiktherapeutischen Forschungsaspekten

Tonius Timmermann und Hans Ulrich Schmidt

Als Einstimmung in das Thema allgemein und Überblick über diesen Beitrag seien die folgenden, teils widersprüchlichen Hypothesen zunächst einmal aufgelistet, bevor sie dann detaillierter erläutert werden:

1. Sprache ist nicht Voraussetzung für Symbolisierung – im Gegenteil!
2. Am Anfang war das Wort...
3. Symbole sind unbewusste Energien, die sich mittels des Menschen gestalten.
4. Sprache ist Musik, Musik ist Sprache – beides sind Symbolsysteme.
5. In der Psychotherapie mit künstlerischen Medien wird spontan symbolisiert.
6. Symbolisierung in der Musiktherapie findet auf zwei Ebenen statt: Erstens auf der des Instrumentes, zweitens auf der der musikalischen Dynamik.

1) Sprache ist nicht Voraussetzung für Symbolisierung – im Gegenteil

Gehen wir zunächst von der etymologischen Bedeutung des Begriffes „Symbol“: aus: Das Wort meinte bei den Griechen ein Erkennungszeichen (zum Beispiel unter Mitgliedern einer gleichen Sekte), das durch die beiden Hälften eines zerbrochenen Objekts gebildet wird, die man ineinander fügt. Ursprünglich ist es also die Idee eines Zusammenhanges, die die Bedeutung dieses Wortes bestimmt.

„Eines“ kann auf ein „Zweites“, auf etwas „Anderes“ hinweisen – es entsteht ein Bedeutungszusammenhang. Symbolisierung wird so als ein bewusster Prozess aufgefasst, als ein Willens- und ein Erkenntnisakt. Dieser bedarf jedoch auch des Unbewussten, aus dem spontane Phänomene ins Bewusstsein „einfallen“. Einfälle, intuitive Wahrnehmungen und Handlungsimpulse sind gerade in den Psychotherapieformen, die mit künstlerischen Medien arbeiten, Mittel der Wahl, auch wenn sie natürlich in anderen Psychotherapieformen ebenfalls eine z. T. nicht unerhebliche Rolle spielen. Wenn z. B. solche Handlungsimpulse dann als Hinweis auf etwas anderes Wesentliches in einen Bedeutungszusammenhang gestellt werden, kann man sie als Symbolisierung bezeichnen. Interessante Forschungsfragen in diesem Zusammenhang wären:

- Wie bewusst oder unbewusst ist dieser Prozess tatsächlich?
- Wie sehr überlasse ich mich (auf der Basis eines möglichst stabilen Ichs) auftauchenden Impulsen, und wie lasse ich solche unbewussten Inszenierungen zu, die aus solchen Impulsen entstehen, und bei denen dann entsprechende Bedeutungszusammenhänge entschlüsselt werden können?

Wenn man auf diesen Grenzbereich zwischen Bewusstem und Unbewusstem schaut, auf die Weite des Unbewussten und die komplexe Vielfalt seiner Schichten und Inhalte in Relation zum persönlichen Bewusstsein, dann schwindet die Bedeutung von Sprache als primärem Bedeutungsträger und sprachlich denkendem und kontrollierendem Planen zugunsten eines impliziten, vor und jenseits von Sprache abgespeicherten Wissens. Unter diesem Blickwinkel kann Sprache als Symbolsystem gar nicht Voraussetzung zur Symbolbildung sein, daher also die Bestätigung der ersten Hypothese: Sprache ist nicht Voraussetzung für Symbolisierung – im Gegenteil.

Sprache ist vielmehr zunächst eine im Menschen vorhandene Fähigkeit, verschiedene kollektive Erfahrungsmuster abzubilden. Diese werden zunächst prä- bzw. transverbal angelegt und können in ein z. B. musikalisches, bildnerisches oder sprachliches Symbolsystem einfließen, bevor sie dann später auch sprachlich kommuniziert werden. So gesehen wäre sprachlicher Ausdruck entsprechend ein Niederschlag vorausgegangener Befähigung zur Symbolisierungsfähigkeit. Sprache wäre dann nicht Voraussetzung, sondern das Ergebnis, die Widerspiegelung einer Symbolisierungsfähigkeit. Die Fähigkeit zur Symbolbildung ist damit die Primärfunktion, die Ausbildung von Symbolsystemen wie z. B. Sprache die Sekundärfunktion.

Unter solchen Aspekten sind Kommunikationsformen wie Musik oder Kunst im Sinne prä- bzw. transverbaler verbaler Ausdrucksmöglichkeiten eine wichtige Funktion für Symbolbildungsprozesse zuzusprechen. Bereits in der Musik des Stimmklangs – und hier sind vor allem die Stimme der Mutter und anderer früher Bezugspersonen von Bedeutung (vgl. Stern 1992; Nöcker-Ribaupierre 2003) – symbolisieren sich, keineswegs weniger deutlich als durch Worte, für das kleine Kind die wesentlichen Informationen zu den existentiellen Fragen: Bin ich gewollt? Bin ich sicher? Bekomme ich genug Zuwendung...? Usw.

Manchmal tauchen in der Musiktherapie solche frühen Wahrnehmungen auf, z. B. indem ein Klang an die Stimme früher Bezugspersonen erinnert und spezifische Gefühle weckt, die dann entsprechend bewußt und bearbeitbar werden. So kann z. B. ein Instrument akustisches oder Klang-Symbol für die Stimme des Vaters werden. Analog geht man z. B. beim spontanen bildnerischen Gestalten in der Kunsttherapie davon aus, dass sich in den Formen, Farben und Gestalten psychisch Bedeutsames symbolisiert. Wie sollte es sonst auch möglich sein, dass man aus Kinderzeichnungen (denen ja weiter hinten ein eigener Beitrag in diesem Buch gewidmet ist) vermuten und manchmal erkennen kann, dass z. B. ein traumatisierendes Erlebnis wie z. B. ein sexueller Mißbrauch bestehen kann?

2) Am Anfang war das Wort...

Eine Gegenposition dazu wäre ungefähr: Das Entwickeln von Symbolisierung im engeren Sinne bedarf eines gemeinsamen „Verständigungscode“, den als wesentliches Kommunikationsmedium innerhalb einer jeweiligen Kultur wie kein anderes Medium die Sprache bereithält. Auf diese Gegenposition verweisen verschiedene psychoanalytische Autoren.

Laplanche und Pontalis (1986) verwenden Begriffe wie „Symbolik“ und „Symbolisierung“ praktisch analog und nicht auf einer entwicklungspsychologischen Zeitachse betrachtet. Symbole seien zunächst Zeichen. Allerdings zeige sich in der Terminologie eine sehr breite Variation in der Verwendung des Wortes „Symbol“. Die Autoren greifen weiterhin eine Unterscheidung auf, auf die bereits Freud hingewiesen habe: Sie unterscheiden Symbolik in einem weiteren und einem engeren Sinne. Weit gefasst könne man z. B. vom Traum oder Symptom sagen, sie seien symbolischer Ausdruck eines Wunsches oder eines Abwehrkonfliktes. Allgemeiner werde der Ausdruck „symbolisch“ verwendet, um die Beziehung zu bezeichnen, die den manifesten Inhalt eines Verhaltens, eines Gedankens, eines Wortes mit ihrer latenten Bedeutung verbindet. Interessanterweise bleibt nach Laplanche und Pontalis bei Freud offen, woher Symbolisierungsfähigkeit respektive Symbole stammen: „Die Existenz einer... symbolischen Ausdrucksform bringt genetische Probleme mit sich: Wie wurden die Symbole von der Menschheit geprägt? Wie hat das Individuum sie sich angeeignet?“ (ebd., S. 486). Freud spricht an einer Stelle diesbezüglich von einer „Grundsprache“. Dabei bleibt offen, woher die Grundsprache stammen könnte.

Könnte Freud hier möglicherweise etwas Ähnliches meinen wie C. G. Jung mit seinen sog. archetypischen Mustern?

Des Weiteren erwähnen die Autoren auch den von Lacan verwandten Begriff des „Symbolischen“: Dieser kennzeichne die Klasse von Phänomenen, ..., soweit sie wie eine Sprache strukturiert seien. Bei diesen Phänomenen habe also das Wort konstituierenden Charakter (ebd., S. 487).

Kristeva (2008) z. B. spricht dem Säugling zu, „von seinem Beginn an von einer ersten, wie auch immer rudimentären Form von Symbolisierung bewohnt zu sein. Diese Symbolisierung, die Verbindungen schafft, aber auch abwehrt und hemmt, ist dazu bestimmt, sich zu verändern, bevor sie zu einem Denken stricto sensu wird“ (ebd., S. 155).

Wir werden noch sehen, dass es aber auch Autoren gibt, die Musik als Sprache analog der Wort-Sprache betrachten.

Als Fazit kann man jedenfalls konstatieren, dass es Freud und andere Autoren offen lassen, wie (und wann) eigentlich sich das Individuum Symbole angeeignet hat.

Gehen wir nun noch einmal zurück zu Hypothese 1, und damit also in eine Zeit, die vor den Worten liegt. Wie könnte eine oben erwähnte „Grundsprache“, also zeitlich gewissermaßen eine Sprache vor dem gesprochenen Wort, entwickelt werden? Dabei werden wir u. a. auf den Begriff der „Symbolisierung“ im Zusammenhang mit Vorsprachlichkeit stoßen.

Nach Tenbrink (in: Oberhoff 2002, 454) erlangt die Symbolisierungsfähigkeit eines Säuglings erst im 2. Lebensjahr eine gewisse Effektivität. Jeder Mensch verfüge über ein großes Potential an Erleben auf der Grundlage präsymbolischer Modi der Erfahrungsbildung, das noch keiner direkten Symbolisierung unterworfen ist. Man könnte hier von einem präsymbolischen Wissen sprechen. Durch nachträgliche Symbolisierungen werden Teile der präsymbolischen Erfahrungsbildung dem bewussten Erleben und Verhalten zugänglich gemacht. Die in der präverbalen Entwicklungsphase gespeicherten Muster und Inhalte des Erlebens bilden den Kern unseres Unbewussten.

Nach diesem Erklärungsmodell bedeutet „präverbal“ also auch „präsymbolisch“, und das Unbewusste kann sich nur „präsymbolisch“ äußern. Wie aber kommt es zu Denk- und Handlungsimpulsen, die sich aus dem Unbewussten entwickeln, und die ja aktiv und nicht „präaktiv“ sind? Woher rührt dieses Zusammenwirken von Unbewusstem und Bewusstem, dieser Transfer über die Grenze von „Tag und Nacht“. Im Dunkeln sind die Phänomene oder handelnden Personen ja auch nicht einfach verschwunden, man sieht sie nur nicht. Ihre Präsenz oder Wirksamkeit muss das jedoch in keinsten Weise schmälern.

Diese Interaktion von Unbewusstem und Bewusstem, von impliziten und explizitem Wissen innerhalb der Ganzheit eines beide Seiten umfassenden Seins oder Selbst, kann durchaus als „symbolisch“ verstanden werden, wenn ein Bedeutungszusammenhang mit dem, wofür diese Handlungen stehen, deutlich wird.

Bereits das vorsprachliche Kind geht mit Symbolisierungen im Sinne von Susanne Langer (1984) um, mit Übergangsobjekten als Repräsentation für etwas anderes. Schnuller und Schmusetuch dienen dem Säugling z. B. zur Beruhigung, weil er eben die Fähigkeit hat, die Gefühle, die die Mutter bei ihm auslöst, auf diesen Gegenstand zu übertragen (vgl. Brandenburg 2004, 5).

Mit anderen Worten: Hier setzt der Symbolbegriff nicht Symbolisierung als sprachgebundenen Akt voraus, sondern das affektive, präverbale Erleben spielt hier eigentlich die tragende Rolle. Symbole vertreten oder repräsentieren etwas über sich selbst Hinausgehendes, was in Beziehung dazu steht – ohne dass dies unbedingt sprachgebunden sein muss.

Diese Sichtweise knüpft an die Auffassung C. G. Jungs an, wonach sich das Unbewusste per se in Symbolen ausdrückt. Diese Symbolisierungen können dem persönlichen (biographisch erworbenen) oder kollektiven (überpersönlichen, archetypisch strukturierten und ererbten) Unbewussten entstammen (vgl. dazu den Beitrag über C. G. Jung in diesem Buch).

Seinserfahrung muss zunächst einmal nicht an Sprache gebunden sein. Sprache kann auch etwas ausdrücken, was jenseits von ihr existiert. Das Wort als Zeichen kann auch auf etwas hinweisen, was über das Zeichen hinausgeht. Das Bezeichnen, Benennen eines Phänomens kann nicht zuletzt bewirken, dass dieses weniger mächtig und unheimlich wird. Das ist Sprach-Magie: sie bannt Bedrohliches (vgl. auch Timmermann 2003, 28ff.; Timmermann 2008, 73ff.).

Es wird nach wie vor kontrovers diskutiert, inwieweit Symbolisierungsfähigkeit von Sprachfähigkeit abhängt (sprachliche Symbolisierung), oder auf welcher Bewusstseinsstufe sonst noch Symbolisierung stattfinden kann. Der Musiktherapeut Wolfgang Mahns betont die divergierenden Ansichten bei Freud, Jung, Jones, Lorenzer und Piaget, führt aber weiter aus: „Nichtsdestotrotz erscheint das Anliegen, Symboltheorien für das Verstehen musiktherapeutischer Prozesse mit heranzuziehen, evident, geht es doch beim Beschreiben der inneren Dynamik einer Improvisation um die Verständigung über die psychologische Bedeutung von etwas – hier: Musik –, für das die Sprache nur annäherungsweise Metaphern, Bilder oder Gefühle bereitstellt“ (Mahns 2004, 82).

„In der Musiktherapie, speziell in der freien Improvisation, bewegen sich die Patienten in diesem Grenzbereich von Bewusstem und Unbewusstem. Sie begeben sich damit in einen Raum, in dem Körperbild, Gestik, Mimik und andere leibliche Ausdrucksformen, Wahl und Umgang mit den Instrumenten, die Musik, die aus dem Patienten und aus dem Wechsel-Spiel mit dem Therapeuten bzw. anderen Gruppenmitgliedern entsteht, nicht als zufällig betrachtet werden. All das wird zwar, aufgrund der übergroßen Datenflut, nicht minutiös in Sinnzusammenhänge mit Themen und Problemen des Patienten gestellt. Es wird jedoch auf ‚rote Fäden‘ oder ‚repetitive Muster‘ hin wahrgenommen – denn das ist der Blick des tiefenpsychologisch orientierten Musiktherapeuten. Lässt sich hier ein Sinnzusammenhang zwischen unbewussten Inszenierungen und mehr oder weniger bewussten Haltungen, Einstellungen und Persönlichkeitsstrukturen herstellen, so kann man dies durchaus als unbewusste Symbolisierungen auffassen. Es ist eine Form der Interaktion zwischen Bewusstem und Unbewusstem: im gemeinsamen Symbol (griech. symbolein) ‚fallen sie zusammen‘, heilen die Spaltung und erlauben Vollständigkeit, letztlich die volle Verwirklichung des individuellen Selbst“ (Henderson in: Jung 1968, 149).

3) Symbole sind unbewusste Energien, die sich mittels des Menschen gestalten

Nach Langer (1965, 49) ist Symbolisierung die wesentliche Tätigkeit des Geistes. Symbole sind Transformationen von Erfahrungsdaten, von psychischen und physischen Impulsen, wobei kollektive und individuelle Aspekte integriert sind. Sowohl kollektive als auch kulturspezifische bzw. subkulturspezifische Symbole werden traditionell in Mythos, Kunst, Religion und Ritus verwendet, individuell angeeignet und verarbeitet. Symbole können unter Umständen eine starke Kraft entfalten, und man findet sie deshalb noch heute in den Künsten und der Musik, in Literatur und Film, in Geschichten, die seit Generationen von Kindern beliebt sind. Unterschwellig und bisweilen zynisch werden sie in Werbung und Politik benutzt. In eindringlicher Weise erleben wir sie im Traum.

C. G. Jung beschreibt immer wieder Symbole als Ausdruck einer unbewussten Energie. Dabei kann er eine Art Universalsprache in Form von Symbolen nachweisen, deren Bedeutung in allen Kulturen und zu allen Zeiten gleich ist. Die Archetypen des kollektiven Unbewussten sind das gemeinsame Erbe aller Menschen. Sie sind ihrem Wesen nach reine energetische Muster oder Strukturen, die als solche nicht ins Bewusstsein gerufen werden können. Sie werden wahrnehmbar und erkennbar nur in symbolischer, personifizierter oder nicht personifizierter (also transpersonaler) Form. Sie werden instinktiv/intuitiv verstanden (Jung 1968, 92).

Symbole, Symbol- und Zeichensysteme lassen sich als Sprache der menschlichen Seele auffassen, zum Teil angeboren, archetypisch, mehr oder weniger tief unbewusst, als Ausdruck primitiven Denkens bis hin zu hochkomplexen und bewussten Symbolgestaltungen. Mittels der also nicht zufälligen Phantasie entstehen im Individuum bildliche oder auch akustische Symbole als Verdichtungen seelischer Zustände, im Kern archetypisch, aber verschieden verkleidet in sowohl den verschiedenen Kulturen als auch den einzelnen Persönlichkeiten. Diese Symbole sind also wie der Seele eingeborene Engramme, wie Kompositionen, die Spielregeln folgen, die sich in unzähligen ähnlichen Vorgängen gebildet haben. Dies wird als sinnvoll erlebt.

4) Sprache ist Musik, Musik ist Sprache – beides sind Symbolsysteme

Sprache hat grundsätzlich zwei Aspekte: sie ist in ihrem klanglich-rhythmischen Aspekt ein akustisches Symbolsystem, und sie ist in ihrem semantischen Aspekt ein System geistiger Sinnträger.

Daneben umfasst sie die bekannten paralinguistischen Faktoren wie Stimmklang, Tonhöhe, Lautstärke, Sprachrhythmen sowie die körpersprachlichen Elemente, die uns auch in der therapeutischen Situation Informationen über den Patienten transportieren bzw. Gegenübertragungen auslösen. Auch hier symbolisiert sich spontan seelisches Leben. Das Thema „Stimmklang in der Therapie“ beispielsweise betrifft praktisch alle Therapieverfahren und kann als ein musiktherapeutisches Element in allen Therapien aufgefasst werden, denn auch im natürlichen Stimmklang des Therapeuten offenbart es sich und löst etwas aus. Der Ton macht die Musik.

Gesprochene Sprache ist Musik, aber ist Musik auch wirklich eine Sprache? In seinem Buch „Sprache – Denken – Wirklichkeit“ (1964) legt der amerikanische Linguist Whorf ausführlich dar, dass Musik eine spezielle Form der Sprache ist, dass sie gleicher Abstammung wie die Wortsprache und den gleichen, im universellen Sinne grundlegenden Strukturschemata, entspringt. Man könnte auch sagen: Musik und andere Formen der Künste sind Ausdruck einer universellen oder archetypischen Struktur von Systemen, die in symbolisierter Form Mitteilung und Austausch ermöglichen. Dann kann man die verschiedenen künstlerischen Ausdrucksformen als „nichtlinguistisches Sprechen“ auffassen. Sie können sich auf seelische Schichten beziehen, die jenseits des semantischen Gehaltes von Sprache liegen. Wenn wir Whorf also zustimmen, dass Musik eine Sprache sei, dann wäre diese eine Form nonverbaler Symbolisierung psychischer Zustände.

5.) In der Psychotherapie mit künstlerischen Medien wird spontan symbolisiert

Spontane Symbolisierungen kann man der „Phantasie“ im tieferen Sinne des Wortes zuordnen. „Phantasie“ kommt aus dem griechischen und bedeutet dort „sichtbar werden bzw. sichtbar machen“. Im deutschen bezeichnet sie die Einbildungs- bzw. Vorstellungskraft. Phantasieren (Improvisieren, Assoziieren...) spielt in allen Psychotherapien mit künstlerischen Medien eine zentrale Rolle. Dabei soll allerdings nicht unerwähnt sein, dass die Phantasietätigkeit bzw. deren Förderung auch ein wichtiges Element z. B. verbaler Psychotherapieverfahren ist.

Die Weltgeschichte der Künste ist ein einziges großes Lehrbuch, wie zu allen Zeiten in allen Kulturen die Grundenergien des seelischen Lebens symbolisiert wurden (Eibl-Eibesfeld & Sütterlin 2007). Dies geschah in enger Beziehung zur jeweiligen

Religion und dem gesamten Weltbild der jeweiligen Kultur. Symbole dienen der Orientierung auf dem Weg des Menschen zu sich selbst, zu Gott, oder was auch immer an fundamentaler Bedeutung für ihn existiert. Die moderne tiefenpsychologisch orientierte Psychotherapie knüpft an diese Traditionen an.

Voraussetzung für jede Symbolisierung ist eine Form von Wahrnehmung: Die Impulse, die (im therapeutischen Setting möglicherweise zum ersten Mal) aus dem Unbewussten auftauchen, werden im verbalen oder nonverbalen Ausdruck manifest. Psychotherapieformen, die mit künstlerischen Medien oder leiborientiert arbeiten, ermöglichen gerade so oftmals den Zugang zu entwicklungspsychologisch frühen Formen der (nonverbalen) Symbolisierung.

Bei nicht sprachfähigen Patienten (im weitesten Sinne) muss sich das meiste auf der Ebene musikalischer Symbolisierungen und deren Kommunikation abspielen.

6) Was bedeutet das alles für die Symbolisierung in der Musiktherapie?

Bei den musikspezifischen Symbolisierungsebenen der Musiktherapie kann man 2 Ebenen deutlich unterscheiden:

- a) Die Ebene der Instrumente, wobei hier neben dem Visuellen und Haptischen forschungsmäßig vor allem auf den akustischen Aspekt (Klangfarben usw.) fokussiert werden sollte,
- b) Die Ebene der musikalischen Dynamik, die verschiedene musikbezogene Symbolisierungsformen hervorbringt.

Aus der klinischen Erfahrung wissen wir, dass präverbale Muster sich auf nonverbale Weise (z. B. Körperhaltung, Stimme, Gestik, Mimik) manifestieren. Wichtige Ausdrucksfelder für solche präverbalen basalen Muster sind leibbezogene Erfahrungsangebote, Kunst und Musik.

Laut Tenbrink (in: Oberhoff 2002, 455) suchen wir unbewusst, durch unsere präverbalen Erlebnismuster gesteuert, ständig nach symbolischen Formen, um diesen Mustern und Erfahrungen nachträglich einen fassbaren Ausdruck zu verleihen oder ihnen eine symbolische Form zu geben. Die Voraussetzung dafür, dass Symbolisierung von präverbalem Material eine dauerhafte Wirkung mit sich bringe – also Präverbales auf strukturellem Niveau in symbolische Form gebracht werden könne –, ist laut Tenbrink (ebd., 2002, 456) ein Transformationsprozess. Dieser führt dann in seinen Auswirkungen weit über Ausdruck bzw. Affektabfuhr hinaus. Er hat zur Voraussetzung, dass das Selbst eines Menschen aktiv an einem solchen Prozeß beteiligt ist, und man könnte ergänzen: Das ganze Selbst mit seinen bewussten und unbewussten Aspekten.

Musik nun ist nach Tenbrink (ebd., S. 460) ein wesentlicher Faktor bei dem Versuch, präverbales Erleben auszudrücken oder zu transformieren. Der Autor stellt dabei die Grundthese auf, dass Musik insbesondere jenen Ausdrucksmustern Ausdruck verleihen und ev. zur Transformation beitragen kann, die sich auf den Zustand und das Erleben der harmonischen Verschränkung von Säugling und Bezugsperson in der Zeit der präverbale Erlebnisverarbeitung beziehen (Holding). Andere Muster könnten sich auf das Erdrückt-Werden vom Objekt oder auf das Fallengelassen-Werden beziehen.

Präverbal – Verbal – Nonverbal – Transverbal

Die Reihenfolge dieser Begriffe ist einerseits entwicklungspsychologisch oder ontogenetisch auf den Menschen bezogen. Die präverbale Phase umfasst die pränatale Lebenszeit und etwa die ersten 18 postnatalen Monate. Dabei kann man die Bedeutung dieser beiden Lebensabschnitte kaum genug betonen. Hier werden entscheidende Eindrücke verarbeitet, prägende erste Beziehungserfahrungen gemacht und Grundlagen der Persönlichkeit geformt. Die frühen Erfahrungen des Menschen sind vorsprachlich und werden nichtsprachlich gespeichert. Der Säugling ist bereits ein Virtuose des Paralinguistischen, wenn er den Stimmklang seiner Mutter aus Tausenden von Stimmen heraus erkennt. Jenseits des semantischen Wortsinnes spürt er in der Mutterstimme und den Stimmen anderer früher Bezugspersonen deutlich emotionale Botschaften: Ob er willkommen ist oder nicht, geliebt wird oder nicht, ob man sich für ihn interessiert oder nicht usw. In der postnatalen präverbale Phase sind Symbolisierungen unbewusst oder jedenfalls nicht bewusst in einem rational-verbale Sinne, sondern als symbolische Handlungen, Gestik, Mimik, auch Symptombildungen.

Mit dem Erlernen von Sprache wird ein System aus Zeichen und Symbolen integriert, in dem Symbolisierungen nun auch mehr oder weniger verbal-bewusst stattfinden. Erst dadurch wird im übrigen das Nonverbale als Alternative zum Verbale wie auch das Transrationale denkbar. Vergleichbar wäre dazu z. B. der Gegensatz des Rationalen einerseits zum Irrationalen als dem noch zu Rationalisierenden und andererseits zum Arationalen als dem per se nicht Rationalen und auch nicht Rationalisierbaren. Das Nonverbale kann vom Sprachfähigen verbalisiert werden, das Transverbale dagegen wäre das per se nicht Verbalisierbare.

Das Sprachliche als typisch menschliche Kommunikationsform hat also auch seine Grenze, denn Seinerfahrung ist nicht an Sprache gebunden. Sprache drückt das aus, was auch jenseits von ihr existiert. Der Mensch verfügt über die Möglichkeit, Seinerfahrung mittels Worten zu bezeichnen, zu beschreiben, zu kommunizieren. Das Wort als Zeichen weist auf etwas hin, was über das Zeichen hinausgeht. In der Therapie ist Sprache eine Brücke zwischen dem Unsagbaren und dem Sagbaren, dem sprachlosen oder sprachfreien Erleben und der sprachfähigen Mittei-

lung. Darüber hinaus hat das Wort in Klang und Semantik eine Wirkkraft, wenn es zur rechten Zeit gewählt und in der rechten Weise ausgesprochen wird. Das Wort ist aber auch ein über sich selbst hinausweisendes Symbol. Der Finger, der auf den Mond zeigt, ist nicht der Mond. Das Eigentliche, Wesentliche findet der Mensch jenseits der Worte (Timmermann 2004, 28 ff.).

Musik ermöglicht Zusammenspiel, Dialog, Antwort, Rede und Gegenrede, Vereinigung und Gegensatz, miteinander Verschmelzen und gegeneinander Abgrenzen, zu zweit oder zu zwölft. Auf der akustischen, klanglich-rhythmischen Symbol-ebene kommt es zur zwischenmenschlichen Begegnung mit all ihren angenehmen und unangenehmen Variationen. Diese Situation birgt ein großes psychotherapeutisches Potential. Denn dabei entsteht eine Situation, die ein Erleben des Atmosphärischen in den frühen Stadien menschlicher Existenz in nahezu idealer Weise ermöglicht: Durch Getragensein im Rhythmus, Genährtwerden durch Klänge, Stützen und Haltgeben, Trösten und Wiegen im frei improvisierten musikalischen Dialog (Timmermann 2004, 33).

In der Musiktherapie bekommen also alle diese vier Aspekte, das Präverbale, das Verbale, das Nonverbale und das Transverbale mittels der Musik einen Spielraum im therapeutischen Prozess.

Forschungsaspekte

Um die Hypothese zu prüfen, ob in musikalischem Ausdruck und Interaktionsverhalten Persönlichkeit und Probleme eines Patienten erkennbar und bearbeitbar werden können, wurde Ende der 1980er Jahre an der Universität Ulm untersucht (Timmermann, Diss. 1990), inwieweit drei verschiedene Beobachtergruppen (Musiktherapeuten, Psychotherapeuten ohne Musiktherapieerfahrung und Laien) aufgrund von videographierten Ausschnitten aus einer Musiktherapie in der Lage sind, Aussagen über den Patienten zu machen, und inwiefern sich dabei Experten und Laien unterscheiden.

Der Patient litt unter einer narzißtisch-schizoiden Persönlichkeitsstörung, verbunden mit einer Fesselsymptomatik. Die bisherigen Therapien waren geprägt durch eine kontrollierende Beziehungsregulation, die sich auch in der Musiktherapie wiederholte. Indem der Patient die musikalische Beziehung abbrach, sobald der Therapeut etwas lauter, schneller oder sonstwie dynamischer spielte, erzeugte er in diesem sukzessiv das Gefühl, „gefesselt“ zu sein – er reinszenierte damit seine eigene Kindheitssituation.

Aus dem gesamten Video-Material aus 10 Sitzungen wurden zunächst alle musikalischen Dialoge herausgeschnitten und codiert. Sodann wählte ein Expertenteam, bestehend aus drei Musiktherapeuten, zunächst unabhängig voneinander

intuitiv Szenen aus, die sie für klinisch relevant hielten, d. h. die Pathologie des Patienten spiegelten oder Veränderungsprozesse zeigten. Gemeinsam einigten sie sich schließlich auf 8 Szenen (Länge jeweils ca. 2 Minuten). Diese Szenen wurden dann 20 Musiktherapeuten, 10 Psychotherapeuten und 20 Laien vorgespielt, die zunächst nach jeder Szene standardisierte und freie Fragen zum Patienten und Therapeuten beantworten sollten; nach Beobachtung aller Szenen sollten sie noch einmal frei Patient und Therapeut beurteilen.

Die Auswertung der standardisierten Fragen erfolgte mittels einer zweifaktoriellen Varianzanalyse. Die freien Äußerungen wurden als Inhaltsanalyse, qualitativ, heuristisch und in Form von Kategorien ausgewertet. Die Hypothesen über den Patienten aufgrund der hinlänglich bekannten Pathologie („Hypothesen-Kategorien“) wurden verglichen mit den „Rater-Kategorien“, die sich aus den freien Äußerungen bilden ließen.

Der Patient und seine Problematik wurden von den Ratern insgesamt überzeugend erkannt und beschrieben, obwohl sie außer den zusammen etwa 16 Minuten langen musikalischen Dialogen mit dem Musiktherapeuten keinerlei Informationen über den Patienten erhielten. Auch die inneren Konflikte des Therapeuten angesichts des Patienten spiegeln sich in den Ergebnissen wieder. Die drei Gruppen urteilten sehr übereinstimmend; der Signifikanz-Test wies keine signifikanten Unterschiede auf.

Dies wirft die Frage auf, inwieweit wichtige Informationen über den Patienten nonverbal transportiert werden? Das nicht semantische intuitive Erkennen von Merkmalen, die vorher vom Therapeuten als Hypothesen über den Patienten verbal formuliert waren, lässt sich auffassen als unbewusstes Symbolisieren des Seelenzustandes des Patienten in seinem nonverbalen Verhalten in der Musiktherapie.

Verschiedene – vornehmlich qualitativ ausgerichtete – musiktherapeutische Untersuchungs- und Forschungsinstrumente, so z. B. die Resonanzkörpermethode von Langenberg (1988), gingen solchen Beobachtungen weiter nach. Auch Tüpkers (1983) Vorstellung der musiktherapeutischen Improvisation als einer Momentaufnahme, eines Abbildes psychischen Geschehens, das als Ganzes übersetzt werden will, ist hier zu erwähnen. Interessant wäre gerade in diesem Zusammenhang, aus verschiedenen Perspektiven – verbal und nonverbal – Informationen über denselben Patienten zu gewinnen (siehe z. B. Jahn-Langenberg, Schmidt 2001).

Insgesamt besteht hier aus unserer Sicht ein weiterer Forschungsbedarf, nicht zuletzt, um das mögliche Spezifische künstlerischer Therapien herauszuarbeiten und in Abgrenzung zu anderen psychotherapeutischen Verfahren zu beschreiben.

Die Beiträge dieses Buches können hoffentlich Impulse für weitere Aktivitäten geben.

Literatur

- Brandenburg, Mirja (2004): Symbole in Kinderzeichnungen. GRIN, Norderstedt
- Eibl-Eibesfeld, Irenäus & Sütterlin, Christa (2008): Weltsprache Kunst. Christian Brandstätter, Wien
- Jahn-Langenberg, Mechthild & Schmidt, Hans Ulrich (2001): Erstbegegnungen im Vergleich – diagnostischer Eindruck einer musiktherapeutischen Sitzung und eines analytischen Erstinterviews. *Musikth. Umsch.*, 22., 173–84
- Jung, C. G. (1968): *Der Mensch und seine Symbole*. Walter, Olten
- Kristeva, Julia (2008): *Das weibliche Genie Melanie Klein. Das Leben, der Wahn, die Wörter*. Psychosozial-Verlag
- Langenberg, Mechthild (1988): *Vom Handeln zum Behandeln. Darstellung besonderer Merkmale der musiktherapeutischen Behandlungssituation in Zusammenhang mit der freien Improvisation*. Fischer, Stuttgart
- Langer, Susanne (1965): *Philosophie auf neuen Wegen. Das Symbol im Denken, im Ritus und in der Kunst*. Fischer, Frankfurt a. M.
- Laplanche Jean, Pontalis J.-B. (1986): *Das Vokabular der Psychoanalyse*. 7. Auflage Suhrkamp, Frankfurt a. M.
- Mahns, Wolfgang (2004): *Symbolbildung in der analytischen Kindermusiktherapie. Eine qualitative Studie über die Bedeutung der musikalischen Improvisation in der Musiktherapie mit Schulkindern*. LIT Verlag, Münster
- Nöcker-Ribaupierre, Monika (Hg.) (2003): *Hören – Brücke ins Leben. Musiktherapie mit früh- und neugeborenen Kindern*. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen
- Stern, Daniel (1992): *Die Lebenserfahrung des Säuglings*. Klett-Cotta, Stuttgart
- Tenbrink, Dieter (2000): *Musik als Möglichkeit zum Ausdruck und zur Transformation präverbaler Erlebnismuster*. In: Oberhoff, Bernd (Hg.): *Psychoanalyse und Musik. Eine Bestandsaufnahme*. Psychosozial-Verlag Gießen, 2002, 453–469
- Tüpker, Rosemarie (1983): *Morphologische Arbeitsmethoden in der Musiktherapie*. *Musikth. Umsch.*, 4, 247–264
- Timmermann, Tonius (2004): *Tiefenpsychologisch orientierte Musiktherapie. Bausteine für eine Lehre*. Reichert, Wiesbaden
- Timmermann, Tonius (2008): *Das Wort in der Musiktherapie*. In: Decker-Voigt, Hans-Helmut; Oberegelsbacher, Dorothea; Timmermann, Tonius (Hg.): *Lehrbuch Musiktherapie*, Reinhardt/UTB München, 73–78
- Timmermann, Tonius (1990): *Der musikalische Dialog – Beziehungsmuster im Spiegel bedeutsamer Momente im Therapieprozess. Eine musiktherapeutische Einzelfallstudie*. Unveröffentlichte Dissertation, Ulm
- Whorf, Benjamin Lee (1964): *Sprache, Denken, Wirklichkeit. Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie*. Rowohlt, Reinbek